

Heine in Paris. Vortrag

Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, 24. Juni 2021

Zeitsprung in den Januar 1987. Bei den Wahlen zum 11. Deutschen Bundestag heißt der Direktkandidat für die Partei „Die Grünen“ in Düsseldorf-Süd Otto Schily. Er wirbt mit einem Wahlplakat, das außer mit seinem Konterfei noch mit der handspannengroßen Behauptung aufwartet: „...dann wär' Heine in Düsseldorf geblieben.“

Ältere Herrschaften wissen: Das ist eine Anspielung auf den Nummer Zwei-Hit des Kopenhagener Schlagersternchens von Anno dazumal, Dorthé.

MUSIKAKZENT

Beziehungsweise die gebrüllte Coverversion der Toten Hosen von 1987.

MUSIKAKZENT

Das Wahlplakat von 1987 brüllt nicht. Sanft säuselt es uns ins Ohr: „Schaut mal, ihr lieben wechselwilligen Wählerinnen und Wähler in Düsseldorf-Süd, wenn ihr damals schon den Otto Schily gewählt hättet, dann wär der Heine in Düsseldorf geblieben.“ Und das, lautet der Umkehrschluss, wäre gut gewesen, gut für die Stadt, gut für das Land, gut für Heine. Für den Leiter von Otto Schilys Wahlkampagne hinterließ der Weggang von Heine aus Düsseldorf offenbar einen Dauerschaden, tragisch für Düsseldorf, schmerzlich aber auch für Heine. War es das wirklich?

Versuchen wir einmal uns spaßeshalber einmal vorzustellen, was aus Harry Heine geworden wäre, wäre er in Düsseldorf geblieben. Am ehesten wohl ein angestellter Jurist, der sich allenfalls in seinen Freistunden der Schöngesterei hätte hingeben können. Ein Nebenerwerbsdichter, wenn Sie so wollen. Wie der Pfarrer Eduard Mörike, der Schulinspektor Adalbert Stifter, der Arzt Justinus Kerner, der Archivdirektor Franz Grillparzer. Die Abhängigkeiten eines bürgerlichen Berufs hätten die Art und Vehemenz seiner Meinungsäußerungen sicherlich beträchtlich eingeschränkt. Vermutlich wäre aus Harry Heine nicht der Dichter und Vorzeigeeintellektuelle Heinrich Heine geworden, nach dem heute rund 60 Schulen benannt sind, des weiteren Preise, Stipendien, Straßen, Plätze, Forschungseinrichtungen Begegnungsstätten, Bibliotheken, Gesellschaften und Vereine, Universitäten, Buchhandlungen, Antiquariate, Apotheken, Hotels und Hotelsuiten, Kliniken, Kurparks, Flusskreuzfahrtschiffe und Schnellzüge – und ein

Kleinplanet: Fernab von allem irdischen Gezappel und Gezappel zieht zwischen Jupiter und Saturn Planetoid Nr. 7109 „Heinrich Heine“ seine souveräne Bahn.

Nein, ein Düsseldorfer, der bleiben will, muss gehen, könnte man sagen – und sich mit Blick auf die Düsseldorfer Jürgen Habermas, Rosemarie Nitribitt, Dieter Forte, Wim Wenders und Heike Makatsch gleich bestätigt fühlen. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Insofern müssen wir also den deutschen Behörden dankbar sein für den sanften Druck, den sie seit 1822, als Heines „Briefe aus Berlin“ erschienen, auf ihn als Schriftsteller ausübten. Denn dieser Druck war, neben anderen Überlegungen, im Mai 1831 ausschlaggebend für die Entscheidung, nach Frankreich zu übersiedeln. Er sorgte sich, und zwar zu Recht, seine politisch immer brisanteren Schriften – zuletzt waren die „Nachträge zu den Reisebildern“ erschienen – könnten ihm juristische Scherereien bereiten. Das Spektrum des Möglichen reichte von Bücher-Beschlagnahmungen oder -Verboten über die Ausweisung bis hin zu einer Haftstrafe. Das musste Heine als Deutscher in Frankreich nicht befürchten.

Im ersten Brief, den er nach der Übersiedlung an die Varnhagens in Berlin schreibt, jubelt er: *„La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt, sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris – ja, gestern Morgen stand ich sogar auf der Spitze dieser Spitze, auf dem Pantheon.“*

So hätten Sie und ich es formuliert, die wir den Duden mit der Muttermilch eingesogen haben. Heine aber war Rheinländer, Düsseldorfer sogar, was eine Steigerung von Rheinländer ist, und in der Sprachwelt des Rheinländers gibt es den bestimmten Artikel nur im Nominativ. Originalton Heine: *„gestern Morgen stand ich sogar auf die Spitze dieser Spitze, auf das Pantheon.“*

Paris als Spitze der Welt: Von diesem Beobachtungsposten aus sieht Heine vor anderthalb Jahrhunderten, was andere nicht sehen können oder nicht sehen wollen: die anmarschierende Industrie-Moderne mit all ihren Begleiterscheinungen. Er beobachtet den Aufstieg des Kapitals, er beschreibt die Errungenschaften und Auswüchse der Industrialisierung, er leidet mit der arbeitenden Klasse, er sinniert über die Vernichtung von Raum und Zeit durch die Eisenbahnen, er glossiert den Kulturbetrieb, insbesondere das musikalische Virtuositentum. Was er dazu an tief sinnigen Gedanken, witzigen Aperçus, eleganten Sottisen und stechenden Bosheiten zu Papier bringt, lässt sich zitieren, als sei es heute geschrieben.

Und weil er sich nicht für eine nationale Ideologie, sondern für universelle Werte einsetzt, wird er zum Musterbeispiel eines europäischen Intellektuellen. Im Vorwort zu „Deutschland. Ein Wintermärchen“ ruft er seine Landsleute dazu auf, das zu „vollenden, was die Franzosen begonnen haben“: die Franzosen zu „überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken“, „die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel“, zu „zerstören“, „Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung“ zu „retten“, „Erlöser Gottes“ zu „werden“ und „das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde ein[zu]setzen“. In nüchterne Wahlkampfprosa übersetzt heißt das: tatkräftig an der allgemeinen Menschenverbrüderung mitzuarbeiten, das Elend vom Erdboden zu vertilgen und das Ziel der französischen Revolution nicht aus den Augen zu verlieren: „La Démocratie universelle“. Wer im 19. Jahrhundert ein solches Programm ausruft, ist auch im 21. Jahrhundert willkommen.

Die Stadt, die Heine zum Abschied von Deutschland verführt, ist das Paris der Julirevolution. Die „glorreichen Julitage“ von 1830 gelten ihm als schlagender Beweis, dass die Geschichte nicht mit dem restaurativen Wiener Kongress und den demokratiewidrigen Karlsbader Beschlüssen stehengeblieben ist, sondern dass der revolutionäre Geschichtsprozess weitergeht. Der Parlamentarismus und die damit verbundene Ausbildung der Parteien, der Einfluss der öffentlichen Meinung, die juristische Absicherung des Staatsbürgers, all diese Errungenschaften kann er hier unmittelbar vor Ort, im Zentrum des Geschehens erleben und an der Praxis überprüfen.

Dabei stellt sich schnell heraus, dass die Revolution von 1830 zwar politische Veränderungen bewirkt hat, – an den überkommenen Sozialverhältnissen hat sich jedoch nichts geändert: Bauern, Kleinbürgertum und Arbeiterschaft sind weiterhin von der politischen Mitbestimmung ausgeschlossen.

„Es ist eine schon ältliche Geschichte“, lautet Heines Resümee. „Nicht für sich, seit undenklicher Zeit, nicht für sich hat das Volk geblutet und gelitten, sondern für andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die eben so wenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat, mit demselben Egoismus ... Das Volk hat nichts gewonnen durch seinen Sieg als Reue und größere Noth.“

Mit rund 850 000 Einwohnern ist Paris zu dieser Zeit die nach London zweitgrößte Stadt der Welt. Zum Vergleich: Berlin bringt es auf eine Viertelmillion,

Hamburg als zweitgrößte deutsche Metropole auf eine Achtelmillion. In Paris befindet sich Heine im Brennpunkt eines homogenen, zentralistischen Nationalstaats, womit eine in Deutschland unbekannte Konzentration von Urbanität und Zivilisation einhergeht.

„Paris ist eigentlich Frankreich“, erläutert er seinen Landsleuten Anfang des Jahres 1832, und Frankreich „nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die schönen Landschaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, so ist Frankreich ganz öde, auf jeden Fall ist es geistig öde, Alles, was sich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptstadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. (...) Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden.“

Etwa drei Viertel der Pariser Bevölkerung sind Arbeiter und Arbeiterinnen, unselbständige Handwerker und Bedienstete. Bei einem Arbeitstag von zwölf bis fünfzehn Stunden fristen sie ihr Dasein dennoch nur knapp an der Grenze des Existenzminimums, in Krisenzeiten auch darunter. Selbständige Handwerker und Kleinhändler, Angestellte und niedere Beamten machen etwa 15 Prozent aus. Maximal acht Prozent der Bevölkerung gehören dem besser situierten Bürgertum an, das der ärgsten Geldsorgen ledig ist. Die wenigen wirklich wohlhabenden Großbürger und Aristokraten an der Spitze der sozialen Pyramide fallen bevölkerungsstatistisch kaum ins Gewicht, bestimmen aber weitgehend die politischen Entscheidungsprozesse.

Die Entstehung eines Industrieproletariats, der Bevölkerungsanstieg in den Städten und steigende Lebenshaltungskosten bei insgesamt eher sinkenden Löhnen sind die Grundlage des Pauperismus, dessen Brisanz Heine in seinen Artikeln für die »Allgemeine Zeitung« immer häufiger signalisiert. 1837 bescheinigt er der französischen Geldaristokratie als Erbin zweier Revolutionen Krämergeist und Brutalität, rohen Egoismus und mitleidlose Kälte:

„Das alte Regiment adeliger Bevorrechtung (...) war nichts als überfirnißte Fäulniß, eine geschminkte und parfümirte Leiche, die man ruhig ins Grab senken oder gewaltsam in die Gruft hinein treten mußte, im Fall sie ihr trostloses Scheinleben fortsetzen und sich allzu sträubsam gegen die Bestattung wehren wollte. Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, ist noch viel fataler; und noch weit unleidlicher anwidern muß uns diese ungefirnißte Rohheit, dieses Leben ohne Wohlduft, diese betriebsame Geldritterschaft, diese Nazionalgarde, diese bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederstößt, wenn du etwa behauptest, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlensinn, nicht dem hochbesteuerten Rechen-talente gebührt, sondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft. Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revoluzion so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröthen, wenn sie sähen, für welche Leute sie gearbeitet haben, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut an die Stelle der niedergebrochenen Paläste, und wie aus diesen Hütten eine neue Aristokratie hervorwuchert, die, noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend, sich zu rechtfertigen sucht, sondern nur in Erwerb-nissen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den schmutzigsten Lastern verdankt, im Geldbesitz, ihre letzten Gründe findet.“

Alle Kritik an der Regierungspolitik und an den gesellschaftlichen Zuständen vermag jedoch Heines prinzipieller Begeisterung keinen Abbruch zu tun. Was ihn dauerhaft an Frankreich fesselt, ist die heitere Lebensart, der Kontrast zu deutscher Tiefe und Spiritualität.

Paris befindet sich damals in einem durchgreifenden Transformationsprozess. Schon mit Napoleon hat eine langsame Modernisierung eingesetzt. Unter der Restauration und vor allem während der Julimonarchie wird sie erheblich beschleunigt, was die Physiognomie der Stadt grundlegend verändert. Hunderte Kilometer Trottoir werden gebaut, das Netz der unterirdischen Abwasserkanäle stark erweitert. Trotzdem besitzen die allermeisten Häuser keinen Anschluss an die Kanalisation, Abwässer werden meist direkt in den Rinnstein geleitet. Auch fließendes Wasser gibt es nur in den allerneuesten Stadtpalästen und in einigen ganz modernen Wohnhäusern, und auch da meist nur im Erdgeschoß. Der Großteil der Einwohner ist auf Wasserträger angewiesen, die ihre Ware aus dem Fluss oder von den über die Stadt verteilten Brunnen beziehen.

In den einfachen Haushalten benutzt man vielfach noch Talglichter, seltener Kerzen. Bei besseren Familien hat die Öllampe Einzug gehalten. Die Gasbeleuchtung kann sich wegen des enormen Aufwands und der hohen Gaspreise erst nach 1870 in größerem Umfang durchsetzen.

Für den Personenverkehr gibt es neben der bewährten Kutsche seit 1828 auch den weit billigeren Omnibus, einen geräumigen Gesellschaftswagen (der aber natürlich auch noch von Pferden gezogen wird), für den Fernverkehr bald auch Eisenbahnen. Die Eröffnung zweier neuer Bahnlinien nach Orléans und Rouen im Mai 1843 scheint Heine ein von der Vorsehung bestimmtes Ereignis, in seinen Konsequenzen ebenso weitreichend wie die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Schießpulvers und des Buchdrucks: *„Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getödet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu tödten! (...) Mir ist als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Thüre brandet die Nordsee.“*

Obgleich Heine nie einen bürgerlichen Haushalt im traditionellen Sinn führt, sieht er sich doch wie jeder andere Einwohner von Paris mit all diesen praktischen Alltagsangelegenheiten konfrontiert. Von der 1849 teileingeweihten Bahnlinie nach Osten profitiert beispielsweise seine Ehefrau, für die die Reise zur Hochzeit ihres Cousins, 80 km von Paris, mit Hilfe der Eisenbahn quasi zum Kinderspiel wird. *„Meine Frau befindet sich wohl“*, schreibt Heine im Sommer 1853 an seine Mutter, *„doch in diesem Augenblick ist sie nicht in meinem Besitze; sie ist nämlich wegen Familien-Angelegenheiten auf zwei Tage in ihre Heimath gereist, und kommt erst diesen Abend wieder.“*

Die auf Mathilde bezogene Statusangabe („in diesem Augenblick ist sie nicht in meinem Besitze“) gibt mir Gelegenheit zu einem kleinen Exkurs. Wie Sie wissen, war Madame Heine eine einfache Frau vom Land, Analphabetin, bevor sie auf Heines Kosten ein entsprechendes Bildungsinstitut in Paris besuchte. Wie romantisch, denkt da unsereins, das ist ja noch ungewöhnlicher als bei Goethe und seiner immerhin aus einer Akademikerfamilie stammenden Putzmacherin Christiane.

Das sehen aber nicht alle so. Eine bekannte Kölner Journalistin und Publizistin, die ich hier nur mit ihrem Vornamen Alice bezeichnen will, weil sie im Folgenden

selbst stets nur von „Harry“ spricht, sieht darin keineswegs ein Zeichen von Liebe. Für Alice ist es vielmehr ein klares Zeichen von „Verachtung“, wenn sich „einer der kultiviertesten Männer Europas“ mit einer einfachen „Schuhverkäuferin“ aus der französischen Provinz liiert. Ihr quasi dornengespickter „Brief“ an Heine aus dem Jahr 1993 fängt mit den Worten an: „Lieber Harry, gut, dass du tot bist. Über einen lebendigen Heinrich Heine müsste ich mich zu arg ärgern.“ Weil Harry nämlich, so Alice, „gegen die Emanzipation der Frauen“ gewesen ist. „Eternelles Untermenschentum“ soll er ihresgleichen in seiner „neuen Weltordnung“ zugehört haben.

Hat er das wirklich? Sehen wir uns doch einmal an, wie er über die Emanzipation der Frauen gedacht hat.

In seinem großen Parisbuch, „Lutezia“, heißt es im Artikel vom 30. April 1840 unverblümt, dass in Frankreich *„die Frauen durch eine ungerechte Gesetzgebung, durch die Usurpation der Männer, von allen politischen Ämtern und Würden ausgeschlossen sind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Öffentlichkeit stehen nur die öffentlichen Häuser der Kunst und der Galanterie offen“*; mit anderen Worten: die Theater und die Bordelle.

Schreibt so ein Frauenfeind?

Die aus der Geschichte der forensischen Medizin bekannte Madame Lafargue, die ihren Gatten nach kurzer Ehe mit Rattengift ins Jenseits befördert hatte, verteidigte Heine mit den Worten *„Rattengift für eine Ratte!“* Die Tötung sei kein Mord, sondern ein *„Akt der Verzweiflung, die entsetzliche Nothwehr einer unglücklichen Frau“* gewesen; *„ich hätte sie freigesprochen, in ihr nur ein Opfer jener Ehe erblickend, die in Frankreich ohne religiöse Grundlage und doch unauflöslich ist.“*

Trotzdem behauptet Alice, für Heine sei die Frau kein Mensch, allenfalls ein Untermensch gewesen. Was ja, wie Sie wissen, ein Begriff aus dem Sprachgebrauch der Nationalsozialisten ist. Eine Broschüre von Heinrich Himmler heißt „Der Untermensch“. Aber statt ihr eine Rüge zukommen zu lassen, erhielt Alice dreizehn Jahre später die „Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft“. In ihrer „Dankesrede“, die sie hier im Opernhaus hielt, führte Alice als Begründung unter anderem aus: „Heine hat eine Frau zu seiner Lebensgefährtin und Ehefrau gemacht, die seine Schriften weder lesen noch verstehen konnte – das heißt, die vom elementarsten Teil

seines Lebens, dem Schreiben, ausgeschlossen war. [...] In der Liebe hat Heine die Begegnung mit Frauen als Gleiche nicht nur nie gesucht, sondern tunlichst gemieden. Er hat den größtmöglichen hierarchischen Unterschied, er hat das Machtverhältnis gelebt. [...] Die von ihm nach seiner Façon geliebten Frauen mussten also gleichzeitig mit seiner Verachtung leben.“ Womit Alice also für die Wiedereinführung der Standesehe, ja sagen wir es ruhig, für die Zwangsheirat unter Intellektuellen plädiert. Also Augen auf bei der Partnerwahl!

„Lieber Harry, gut, dass du tot bist.“ Beziehungsweise:

MUSIKAKZENT (Coverversion der Toten Hosen)

Zurück ins Paris der Heine-Zeit. Was sich damals ebenfalls gründlich verändert, ist die bauliche Physiognomie der Stadt. Im Zuge gewaltiger Grundstücksspekulationen entstehen im Norden und Westen gehobene Wohnviertel. Nicht mehr der mittelalterliche Kern, die Seine-Inseln, sondern die Boulevards auf der rechten Seine-Seite bilden jetzt das eigentliche Zentrum. Hier sind die Theater und die meisten Opernhäuser gelegen, die berühmten Cafés und Restaurants. Erste größere Straßendurchbrüche werden durchgeführt. In den neuen, größer parzellierten Häuserblocks um die Boulevards werden ab 1830 vermehrt die überdachten Passagen eingerichtet, bunte, teilweise schon mit Eisenkonstruktionen verglaste Ladenstraßen mit Cafés, Theatern und neuesten Modegeschäften.

Nicht weniger als 16 Pariser Wohnadressen sind von Heine bekannt. Das heißt, in dem knappen Vierteljahrhundert, das er in Paris verlebte, ist er 15 Mal umgezogen. Die ersten Pariser Jahre bringt er als Hotelgast zu. Dem heutigen Betrachter mag das ungewöhnlich erscheinen; damals ist es das nicht, denn für einen Junggesellen bietet ein Hotel garni einen interessanten Bedienungskomfort: Frühstück und Feuerung sind inklusive, Personal für Botengänge und Haushalt ist zur Hand. In einer Mietwohnung hätte das aufwendigere Lösungen erfordert.

Das von Heine bevorzugte Wohnviertel liegt nördlich der großen Boulevards in dem zum Montmartre-Hügel ansteigenden Stadtteil. Wir befinden uns in einer Gegend, die damals vielfach von Künstlern und Literaten bewohnt wird. Hier ist er in unmittelbarer Nähe des alten Zentrums und doch der mittelalterlichen Enge und Dürsterkeit entrückt. Er lebt in der Nachbarschaft anderer Schriftsteller und Künstler, darunter Théophile Gautier, George Sand, Chopin, Liszt, Musset, Berlioz und Delacroix. Theater- und Konzertbesuche lassen sich relativ mühelos bewerkstelligen, da fast alles in günstiger Entfernung liegt, auch Restaurationsmöglichkeiten gibt es in

Hülle und Fülle. Er kann zu Fuß bis zum Palais Royal hinuntergehen, wo sich die Bekannten und Freunde versammeln und Informationen austauschen. Ganz in der Nähe befinden sich die speziellen Neuigkeitsbörsen der deutschen Buchhandlungen und Lesekabinette. Tägliche Sichtung der wichtigsten Zeitungen – ob durch eigene Lektüre, ob durch Befragung befreundeter Kollegen – gehört zu den Grundvoraussetzungen seiner journalistischen Arbeit. Die allgemein zugänglichen Quellen werden ergänzt durch persönliche Beziehungen zu politischen und diplomatischen Kreisen.

Obwohl Heine in einem eher gehobenen Viertel lebt, sind die Wohnungen, die er dort bezieht, relativ klein und bescheiden. Drei bis vier Zimmer, meist im billigeren Hinterhaus und eher in den oberen Stockwerken. Kaum eigene Möbel, eher etwas von einem permanenten Hoteldasein. Seiner relativen Bescheidenheit etwa in Dingen der Möblierung, ja in allem, was äußere Repräsentation betrifft, stehen einzelne überdurchschnittlich hohe Ausgaben für Reisen, Badekuren und diverse Freizeitbeschäftigungen gegenüber. Insgesamt entspricht Heines Lebensstil dem des gehobenen bürgerlichen Mittelstands. Sie entspricht der lockeren Urbanität des echten Großstädtlers, der sich auf diesem Pflaster wirklich zu Hause fühlt, weil er sich in dem räumlichen und sozialen Labyrinth problemlos zurechtfindet.

Allerdings zieht er innerhalb des Viertels häufig um, in keiner seiner Wohnungen bleibt er länger als vier Jahre. Zuweilen hält er es nicht länger als ein paar Monate aus, weil ihn irgendeine laute Nachbarschaft stört. Wie sehr er das Viertel als Ganzes liebt, geht aus seinem Testament von 1846 hervor, in dem er verfügt: *„Sterbe ich zu Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt.“*

Ein wesentlicher Teil des für den Schriftsteller Heine bedeutsamen geselligen Lebens spielt sich auf der Straße ab: Nicht in den winkligen schmutzigen Gassen der Altstadt, sondern auf den von Menschen wimmelnden großen Boulevards, den neuen Prachtstraßen wie der rue de Rivoli, wo er freizügig flanieren, die Großstadtwelt beobachten und ihren zahlreichen Erscheinungen nachspüren kann. Überschwänglich formuliert Heine im Spätsommer 1842, als er von einer Reise nach Boulogne-sur-mer zurückkommt: *„Ich gestehe, das Herz jauchzte mir in der Brust, als der Postwagen über das geliebte Pflaster der Boulevards dahinrollte, als ich den ersten Putzladen mit lächelnden Grisettengesichtern vorüberfuhr, als ich das*

Glockengeläute der Cocoverkäufer [ein Erfrischungsgetränk mit Lakritzgeschmack] vernahm, als die holdselige civilisirte Luft von Paris mich wieder anwehte.

Das Gegenstück formuliert er keine zwei Jahre später, als er in einem Brief an seinen Verleger vom „*brennenden Asphaltpflaster von Paris*“ spricht, vom „*dumpfen Wagengerassel*“ und seiner Sehnsucht „*nach grünen Bäumen und reiner Luft*“; ein verständlicher Wunsch angesichts der hygienischen Verhältnisse in manchen Stadtvierteln.

Weitere Schauplätze urbaner Erfahrungen sind die großen Cafés und Restaurants beim Palais Royal und an den Boulevards. Abends üben die gesellschaftlichen Unterhaltungsstätten eine große Anziehungskraft aus: öffentliche Bälle, Theater, Opern, Konzerte und sonstige kulturelle Veranstaltungen.

„*Das Leben in Paris ist so kostspielig, besonders, wenn man hier verheirathet ist und keine Kinder hat*“, formuliert er 1854 sarkastisch, auf diese teuren außerhäuslichen Vergnügungen anspielend, von denen er sich, bedingt durch die zunehmende Verschlechterung seines Gesundheitszustandes, im Laufe der Jahre mehr und mehr zurückzieht. Seiner Schwägerin Emma schreibt er 1846: „*Hier in Paris lebt man nur äußerlich froh und lachend, die Herzen sind sehr verdrießlich und müde von den Tagesgeschäften. Es giebt genug Bälle, Gesellschaften, Conzerte, aber diese Vergnügungen sind ebenfalls ein Geschäft, dem man sich nicht entziehen kann, weil doch am Ende die Frauen ihren Putz zeigen müssen und die Männer sich gern einander weiß machen wollen sie hätten nichts zu thun und seyen vornehme Müßiggänger. Sie haben keinen Begriff davon wie viel man hier in Paris arbeitet und im Grunde ernsthaft ist. Ich selbst nehme wenig theil an den öffentlichen Scheinfreuden.*“ Das freilich ist das Fazit nach fünfzehnjährigem Aufenthalt.

Jahrelang aber hat Heine den größten Teil seiner Freizeit gerade auf dieses immaterielle Paris verwendet – nicht als müßiger Spaziergänger, sondern als herumschlendernder Beobachter, der in der Physiognomie von Stadt und Leuten zu lesen weiß, dem beim Anblick der vorbeiziehenden Szenen und Bilder *mancherlei Gedanken* aufsteigen, mit deren Hilfe er die Zusammenhänge hinter den glitzernden Fassaden zu interpretieren vermag. Er verschließt sich nicht den Verlockungen der Straße, er lässt sich gern ablenken und verführen von dem bunten Angebot, er schaut nach den Fensterauslagen, er besieht sich den Karneval, beobachtet die öffentlichen Tanzveranstaltungen. Die sonntäglichen Kirchgänger erregen seine Neugier ebenso wie das Publikum, das sich vor den Theatereingängen drängt. Und

doch behält er all diesen Oberflächenerscheinungen gegenüber immer eine gewisse Distanz, die es ihm ermöglicht, die „*Signatur*“ des Zeitgeistes zu lesen und zu deuten. Er schaut nicht bloß zu, er schaut auch den Zuschauern zu. In einem Pariser Korrespondenzartikel vom 11. Dezember 1841 heißt es: *„Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geschenke, überbieten sich hier die Kaufmannsläden in den mannichfaltigsten Ausstellungen. Der Anblick derselben kann dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren; ist sein Hirn nicht ganz leer, so steigen ihm auch manchmal Gedanken auf wenn er hinter den blanken Spiegelfenstern die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstsachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publikum, das dort neben ihm steht. Die Gesichter dieses Publikums sind so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend, daß sie einen unheimlichen Contrast bilden mit den Gegenständen, die sie begaffen, und uns die Angst anwandelt, diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen, und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitsammt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern!“*

Ich beschließe diese kleine Einführung zum Thema „Heine in Paris“ mit einer atmosphärischen Schilderung von Alexandre Weill, einem Journalisten und Schriftsteller, der jahrelang im Hause Heine ein- und ausging. 40 Jahre später erinnert er sich:

„Als ich 1839 in Paris ankam, ging ich zu Heine mit einem Empfehlungsbrief. Er wohnte damals Rue des Martyrs, und seine Behausung sah ganz so aus wie die eines deutschen Dichters. Keine Teppiche, kahle Wände, keine Spiegel außer solchen in abgeschabten Goldrahmen, die zum festen Inventar der Wohnung gehörten. Ein Tisch, einige Stühle, ein Bett, das Schlafzimmer ohne Vorhänge. Keinerlei Nippsachen, nirgends eine Uhr. Einige Statuetten, ein altes Kanapee, ein altmodischer Sekretär, einige Broschüren und ein Haufen Papierblätter. Im Salon lag ein grober wollener Teppich und hing das Bild Mathildens von einem Maler, der Heines Genie und Mathildens Schönheit bewunderte; dazu vereinzelt Stiche, Geschenke der Künstler selbst.

Als er hörte, dass ich Elsässer und nicht Deutscher, Franzose und nicht Preuße sei, beglückwünschte er mich und sagte: „Sie können mich alle Tage besuchen, Sie können mich zum Frühstück abholen, wann es Ihnen passt, aber bitten Sie mich niemals um Geld!“

Einige Jahre lebte Heine den Sommer über in Montmorency mit Theophile Gautier und Alphonse Royer, die, ebenso wie er, jeder mit einer Schönheit seiner Wahl in wilder Ehe lebten. Niemals hat die Natur drei schönere Menschenkinder geschaffen, als diese drei Mätressen der drei Schriftsteller, die sechs- bis zehntausend Franken jährlich ausgaben und dabei nie einen Sou in der Tasche hatten. [...] Wie war das schön und vergnügt, wenn sie zusammen im Café Montmartre aßen!

MUSIKAKZENT

Damals war das Kotelett à la Provençale Mode, denn die Küche hat ihre Mode wie alle andern Dinge. Wer würde heute noch im Café Cardinal Milchreis zu Mittag essen wollen? Man aß zwei Dutzend Austern mit Sauterne, die Flasche nur drei Franken, das Dutzend Austern sechzig Centimes, ein Kotelett à la Provençale, mit Knoblauch scharf gewürzt, Eisdessert, ein Brie, und danach Schluß! Welcher Übermut, welche Stimmung! Ein- oder zweimal nahm auch Balzac an einem solchen Essen mit dem nie fehlenden Kotelett à la Provençale teil – das Rezept dieses Gerichts kennen unsere heutigen großen Restaurants nicht mehr, ebensowenig wie Steinbutt mit Weinsauce, ein Lieblingsgang Heines und Gautiers. Bei großer Hitze trank man ein erfrischendes Gemisch aus Bier, Eis, Zitronensaft, viel Zucker und Orangen. Es schmeckt köstlich!“

Literatur: Jan-Christoph Hauschild, Michael Werner: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“. Heinrich Heine. Eine Biographie.- Köln: Kiepenheuer & Witsch 1997